

## *Drei Tage zuvor*

Es war ein ausgesprochen wundervoller Abend gewesen. Jetzt saß er entspannt hinter seinem Haus und blickte hinauf zu den Sternen. Kleine, funkelnde Punkte inmitten endloser Dunkelheit. Daneben der Mond – rund, silbern, unwirklich.

Die Landelichter eines Flugzeugs erschienen, und er konnte das Geräusch der Motoren hören. Wieder eine dieser verspäteten Linienmaschinen, die trotz Nachtflugverbot unterwegs waren.

Woher sie wohl kam? Für einen Moment dachte er darüber nach. Vielleicht aus Asien, oder Südamerika?

Die Passagiere, müde und doch aufgeregter, würden bald Tegel erreichen. Und sie brachten die unterschiedlichsten Erinnerungen mit – schöne und nicht so schöne. Er hingegen hatte Berlin nicht verlassen. Und trotzdem, in den letzten zwei, drei Stunden hatte er sich wie an einem anderen Ort gefühlt. In seinem ganz persönlichen Paradies.

Genussvoll streckte er die Beine aus und seufzte. Sein Blick fiel auf die Bank, auf der er saß. Altes Holz, abgeblätterte Farbe. Eigentlich hätte sie dringend gestrichen werden müssen.

Das Flugzeug war verschwunden. Dafür hörte er jetzt umso deutlicher den Verkehrslärm der nahegelegenen Straße. Die Stadt schlief nie wirklich. Unzählige Menschen waren unterwegs, fuhr kreuz und quer auf ihrer Suche nach Ruhe und Glück. Er lächelte. Er hatte sein Glück schon lange gefunden.

Gemächlich stand er auf, legte den Kopf in den Nacken und sog die Schönheit des Firmaments ein letztes Mal in sich hinein. Dann drehte er sich um, öffnete die Tür und betrat das Gebäude.

Im Zimmer brannte harsches Neonlicht. Er musste blinzeln. Über den flimmernden Bildschirm des Fernsehers husch-

ten die zerhackten Bilder einer Werbesendung. Auf dem Sofa lag offen die Zeitung von gestern.

An der Decke, in der Mitte des Raumes, hatte er einen Haken befestigt. Solides Ding, Markenqualität. Hielt locker zweihundert Kilo. Daran befand sich ein Seil, und daran wiederum ein schwarzhaariger Mann, fast noch ein Junge – die Kleidung zerrissen und blutüberströmt.

Sein neuestes Spielzeug.

Es war an den Händen aufgehängt, sodass die Zehenspitzen gerade einmal den Boden berührten. Immer dann, wenn es sich leicht bewegte, schleiften die Schuhe mit einem Quietschen über das Linoleum.

Als er sein Spielzeug vor wenigen Stunden ausgewählt hatte, hatte es ein schönes Gesicht gehabt. Nun war es verquollen, fleckig, regelrecht abstoßend. Das Spielzeug hatte Probleme, durch die gebrochene Nase Luft zu bekommen. Bei jedem Atemzug röchelte es laut. Das war so ziemlich das Einzige, was es noch zustande brachte. Ein Knebel war nicht mehr nötig.

Er trat näher heran. Dabei strich er sich genießerisch über die Knöchel seiner Rechten. Sie waren rau, aber nicht wund. Gut, dass er vorhin Handschuhe getragen hatte.

Fast liebevoll legte er seine Finger um den Hals des Spielzeugs und begann, langsam zuzudrücken. Er konnte beobachten, wie in dem noch funktionierenden Auge hinter dem geschwellenen Lid Panik aufflammte. Anders als bisher – da war es nur die Furcht vor den Schmerzen gewesen. Nun kam Gewissheit hinzu. Die Gewissheit, sterben zu müssen. Todesangst. Er fühlte sie unter seinen Fingerspitzen – zusammen mit der Macht über das Leben, das aus dem Körper vor ihm zu weichen drohte.

Das Spielzeug war kurz davor, bewusstlos zu werden. Er löste seinen Griff, ließ die Arme sinken und betrachtete sein

Werk. Eigentlich schade, das Spielzeug war fast kaputt. Es taugte zu nichts mehr.

Er drehte sich zum Couchtisch um und ergriff das kompakte Küchenmesser, das dort neben den blutdurchtränkten Lederhandschuhen lag.

Drei Stiche. Und dann musste er die Leiche loswerden. Schnell, bevor der Morgen graute.

## KAPITEL 1

### *Montag*

Ich war schon eine gefühlte Ewigkeit auf der Autobahn unterwegs, und es regnete. Der Himmel bestand aus dichten, dunklen Wolken. Unmöglich, danach die Tageszeit zu bestimmen.

Ich sah auf die Uhr neben dem Tacho. Kurz nach zehn. Auch das noch. Ich würde mich verspäten.

Vor mir schlich ein Lkw dahin. Seine riesigen Reifen spritzten regelrechte Fontänen auf die Windschutzscheibe meines Fiats und raubten mir jede Sicht. Ich versuchte, ihn zu überholen. Mühsam beschleunigte ich auf hundert, schob mich langsam an dem Lastwagen vorbei, um vor ihm wieder einzuscheren.

Jetzt begann der Scheibenwischer protestierend zu quiet-schen. Ich schaltete ihn eine Stufe herunter.

Ich warf einen Blick in den Rückspiegel. Amelie war in ihrem Kindersitz endlich eingeschlafen. Ihr Kopf neigte sich zur Seite. In ihren kleinen Händen hielt sie ihren Teddy.

Kein Wunder, dass sie müde war. Unser Tag hatte heute bereits um vier Uhr früh begonnen, und seit fünf saßen wir im Auto und quälten uns durch den dichten Verkehr.

Ich wollte ins Havelland. Genauer gesagt, nach Wuthenow. Wobei *wollen* das falsche Wort war. Ich *musste*. Ein Bankkonto füllt sich nicht von allein. Das hatte ich sehr schnell festgestellt, nachdem ich meinen alten Job vor einem halben Jahr gegen Amelie eingetauscht hatte.

Alles war jetzt anders. Ich hatte nicht nur meine Arbeit verloren.

Ich zuckte mit den Schultern. Egal. Für drei Monate hatte ich eine Anstellung in Wuthenow gefunden. Als eine Art Kindermädchen für einen reichen Jungen. Gut bezahlt, und

Amelie war auch versorgt. Das taugte, um den Sommer zu überbrücken. Danach würde ich mit Amelie nach Hause zurückkehren und fest an einer Privatschule arbeiten. Keine Uni, wie bislang, dafür geregelte Dienstzeiten mit sicherem Einkommen. Mehr konnte ich nicht erwarten. Amelie hatte genug durchmachen müssen. Sie verdiente es, in Normalität aufzuwachsen – soweit das als Waise überhaupt noch ging.

Endlich das Schild, auf das ich gewartet hatte. Ich nahm die Ausfahrt und verließ die A 10. Der Fiat ruckelte, wie er es immer tat, wenn ich herunterschaltete, und von der Rückbank ertönte ein leises Gähnen. Amelie wachte auf.

„Sind wir endlich da?“, drang ihre schläfrige Stimme zu mir nach vorne.

Ich musste ein Grinsen unterdrücken. Früher hatte ich gedacht, Eltern würden übertreiben, wenn sie von längeren Autofahrten mit ihren Kindern berichteten. Aber inzwischen wusste ich es besser.

„Bald“, erwiderte ich.

„Das sagst du schon die ganze Zeit“, kam es postwendend zurück. Im Rückspiegel sah ich, wie sie ihre Augenbrauen trotzig zusammenzog. Immer, wenn sie das tat, erinnerte sie mich an ihre Mutter. Ich lächelte wehmütig.

Amelie reckte sich. „Verena? Wo sind wir denn eigentlich?“

„Irgendwo hinter Berlin“, sagte ich.

„Irgendwo?“, wiederholte sie fast vorwurfsvoll. „Mama hatte immer ein Navi, das hat ihr genau erzählt, wo sie hin muss.“

Ich deutete auf mein Smartphone, das auf dem Beifahrersitz lag. „Das habe ich auch. Im Handy. Aber leider ist der Akku jetzt leer.“

„Dein Handy ist ja auch total alt.“

„Alt? Nein“, meinte ich. „Höchstens drei, maximal vier Jahre. Aber keinen Tag älter.“

„Aber du weißt wenigstens, wo wir hinmüssen, oder?“

„Sicher. Das habe ich dir doch schon erzählt. Nach Wuthe-now.“

„Und das ist noch weit?“

„Dreißig, vierzig Kilometer. Höchstens eine Stunde, vermutlich weniger. Ein Dorf. Dort wird es dir bestimmt gefallen.“

Die Landstraße schlängelte sich in weiten Bögen durch die Landschaft. Getreidefelder, blühender Raps, auf kleinen Erhebungen dunkelgrüne Wälder. Ansonsten eine weite Ebene. Ziemlich öde und langweilig. Wenigstens hatte der Regen aufgehört.

Ich versuchte, mich nach den Straßenschildern zu orientieren. Alle Namen klangen gleich, und viele hörten mit -ow oder -itz auf. Na klasse. Allertiefste Provinz.

Drei Monate, sagte ich mir im Geiste. *Das schaffst du.*

Eine rote Warnleuchte blinkte an meinem Armaturenbrett. Das Benzin ging zur Neige.

Eine Brücke über einen kleinen Fluss, eine weitere Kurve. Auf der rechten Seite ragte ein Pylon in die Höhe. Das kam mir wie gerufen. Ich verlangsamte und bog in die Tankstelle ein.

„Jetzt sind wir da?“, fragte Amelie.

„Wir brauchen Sprit.“ Ich ließ den Wagen ausrollen, bremste neben einer Zapfsäule und stellte den Motor ab.

„Ich will mit.“ Sie begann, sich abzuschnallen.

Wir stiegen aus. Ich eilte um den Wagen zu ihr. Ganz selbstverständlich streckte sie mir ihre Kinderhand entgegen. Ich nahm sie und hielt sie fest. Das fühlte sich gut an.

Gemeinsam öffneten wir den Tankdeckel, ich nahm den Zapfschlauch aus der Halterung, steckte ihn in den Einfüllstutzen meines Wagens und ließ für genau zwanzig Euro Benzin hineinlaufen.

Dann machten wir uns auf den Weg zur Kasse.

\*\*\*

Draußen hatte der Regen wieder an Intensität zugenommen. Es schüttete wie aus Eimern. Heftige Windböen trieben die Wassertropfen bis unter die Überdachung der Tankstelle. Amelie und ich rannten zum Auto, und bis ich sie auf ihrem Sitz festgeschnallt hatte, war zumindest ich klitschnass. Aber nun hatten wir es ja bald geschafft.

Wir fuhren los.

Die erste Brücke führte über einen breiten Fluss, die zweite über einen künstlich angelegten Kanal. Beinahe hätte ich die Abzweigung übersehen. Eine schmale Straße ohne Mittelstreifen, sodass sich zwei entgegenkommende Fahrzeuge knapp passieren konnten. Keine Biegungen, schnurgerade zog sich die Strecke zwischen den Feldern dahin. In kurzen Abständen erschienen links und rechts der Trasse schlanke, hohe Pappeln.

Der Regen hörte auf. Wir passierten ein Waldstück, mein Fiat rumpelte über Kopfsteinpflaster und wir erreichten eine Art gewaltige Wendeplatte. Dahinter erhob sich ein imposantes Gebäude. Dreistöckig mit Erkern, Sprossenfenstern, schwarzem Dach und Säulen vor dem Eingang. Ein Schloss, oder Herrenhaus, oder wie immer sie das hier nannten. Daneben konnte ich einen See ausmachen, aber nirgendwo war eine weitere Straße in Sicht.

Sackgasse.

Ich hielt an. Der Motor tuckerte überlaut.

Die graue, tief hängende Wolkendecke über uns riss auf, und die Sonne kam hervor. Einzelne ihrer Strahlen fielen auf das Haus und brachen sich glitzernd auf der Oberfläche des Gewässers.

„Das ist kein Dorf“, kam Amelies Stimme von hinten. „Gib’s zu. Du hast dich schon wieder verfahren.“

Ich runzelte die Stirn. „Was heißt hier *schon wieder*? Ich habe genau die Strecke genommen, die mir die nette Frau an der Tankstelle genannt hat.“

„Vielleicht hättest du es dir lieber aufschreiben sollen.“

Ich seufzte. „Weißt du was? Du bleibst kurz im Wagen. Ich steige aus und frage bei den Leuten, die hier wohnen, nach. Wuthenow muss ganz in der Nähe sein.“

Ich stellte den Motor ab. Ohne auf Amelies Antwort zu warten, kletterte ich aus dem Fiat.

Das Gebäude vor mir hatte bestimmt mehr als ein Jahrhundert auf dem Buckel. Doch es schien nagelneu. Sauber gestrichen, schneeweiße Fenster und, soweit ich es beurteilen konnte, frisch gedeckt. Ich ging auf die imposante Steintreppe zu, die zum Eingang führte.

Ein Mann kam aus Richtung des Sees auf mich zu. Zwei große grau-braune Jagdhunde begleiteten ihn, die er locker an der Leine hielt. Er selbst trug eine grüne Allwetterjacke, Cordhosen und einen breitkrepigen Hut.

Ich wartete, bis er mich erreicht hatte: Anfang sechzig, kantig geschnittenes Gesicht, hellwache braune Augen. Irgendwie respekt einflößend.

Auf einen kleinen Fingerzeig von ihm, setzten sich die beiden Hunde. Er blieb still. Alles, was er tat, war, mich zu mustern.

„Hallo“, sagte ich nach einer Weile. „Ich möchte nach Wuthenow.“ Ich unterstrich meine Aussage mit einem unverbindlich-bestimmenden Lächeln.

„Sie sind Frau Verena Hofer“, stellte er fest.

„Ja?“, fragte ich, völlig aus dem Konzept gebracht. Ich riss mich zusammen. „Woher wissen Sie das?“

Er schaute auf seine Uhr. „Ihr Termin war um elf. Sie sind eine halbe Stunde zu spät.“

Bevor ich zu einer Erwiderung kam, wies er mit der Rechten, die die Hundeleinen hielt, auf den Eingang des Schlosses. „Frau von Wuthenow erwartet Sie bereits.“



## KAPITEL 2

Während ich zurück zum Auto ging, um Amelie zu holen, wartete der Mann mit den beiden Hunden vor der Steintreppe.

Amelie hatte sich bereits abgeschnallt und zappelte aufgeregt auf ihrem Sitz herum.

„Sind wir doch richtig?“, fragte sie zweifelnd und zugleich voller Vorfreude.

„Offenbar“, sagte ich mit gemischten Gefühlen. „Komm, sehen wir uns das mal an.“

Ich half ihr aus dem Wagen, und Amelie lief neben mir her, wobei sie meine Hand ergriff, wie sie es immer tat. Unter ihrem anderen Arm trug sie ihren Teddy. Gemeinsam steuerten wir auf das imposante Gebäude zu.

Erst jetzt fielen mir mehrere Backsteinhäuser auf, die in einem größeren Abstand inmitten von grünen Wiesen standen. Außerdem konnte ich Scheunen erkennen und großzügige Koppeln, auf denen Pferde und Ponys weideten.

Als wir den Mann erreichten, machten die beiden Hunde neben seinen Füßen Platz. Er hatte sie allem Anschein nach sehr gut erzogen.

Amelie gefielen sie auch. „Oh, sind die süß!“, flüsterte sie mit kugelrunden Augen.

Über das Gesicht des Mannes glitt ein verhaltenes Lächeln und ersetzte für einen Moment Strenge durch Milde.

Amelie hob den Kopf. Staunend beäugte sie das riesige Haus. „Boah. Das ist ein richtiges Schloss.“

„Das ist kein Schloss. Das ist Gut Wuthenow“, erklärte er ihr. Gleichzeitig streckte er mir die Hand entgegen. „Und ich bin Colonel Schlieker, der Verwalter.“

Ich ergriff seine Hand. Sie war fest und hart. „Colonel?“, fragte ich.

Diesmal kam mir sein Lächeln fast wehmütig vor. „Nun“,

er räusperte sich. „Das war ich einmal. In einem anderen Leben. Aber jetzt kommen Sie bitte mit.“

Wir setzten uns in Bewegung. Die Hunde blieben auf einen stummen Fingerzeig des Colonels zurück.

Die doppelflügelige Eingangstür war aus dunkel gebeiztem Holz, der mächtige Messinggriff blank poliert. Der Colonel öffnete die rechte Seite und ließ uns den Vortritt. Innen erwartete uns ein großzügiges Foyer, von dem aus eine breite Treppe ins Obergeschoss führte. In der Mitte des Raumes hing ein wuchtiger Lüster von der Stuckdecke.

„Doch ein Schloss“, flüsterte Amelie.

Der Colonel schien sie nicht zu hören. Er ging uns jetzt wieder voran und zog eine weißlackierte Schiebetür zur Seite.

Wir gelangten in einen neuen Raum – größer als das Foyer, an der Stirnseite mit zahlreichen Sprossenfenstern, durch die man einen atemberaubenden Blick auf eine Terrasse und den direkt dahinterliegenden See hatte. In dem Zimmer, oder besser gesagt, dem Saal, standen antike Möbel, Sofas und Sessel scheinbar wahllos herum.

Die Ausnahme in diesem Durcheinander war ein breiter Schreibtisch, reich mit Gold verziert, mit Laptop und Drucker ausgestattet, hinter dem eine ältere Frau saß. Sie telefonierte. Als sie uns erblickte, deutete sie mit ihrer freien Hand energisch in Richtung einiger Sessel vor ihr.

Amelie und ich folgten ihrer stummen Einladung und nahmen bei ihr Platz. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie der Colonel den Saal verließ und die Tür leise hinter sich schloss.

Die Frau konzentrierte sich erneut auf ihr Telefonat. Sie machte sich dabei Notizen auf einem Bogen Papier, und ich nutzte die Gelegenheit, um sie eingehend zu mustern. Sie war rund sechzig, immer noch gut aussehend, mit kinnlangem braunem Haar. In ihrer Jugend musste sie eine regelrechte Schönheit gewesen sein. Sie trug ein teures dunkelblaues Kos-

tüm, und bis auf eine Perlenkette keinen weiteren Schmuck. Ihr sorgfältiges Make-up war dezent, betonte ihre energischen Lippen und ihr ebenmäßig geschnittenes Gesicht.

„Das ist mir egal, wie die Börse darauf vielleicht reagiert“, sprach sie in den Hörer. „Ich habe seit Jahren vor, diese Firma zu übernehmen. Jetzt, endlich, bietet sich die Gelegenheit, und dann werden wir das auch machen.“

Sie verstummte und lauschte ihrem Gesprächspartner. Ihre Stirn runzelte sich. „Nein. Unsere Kapitaldecke ist vollkommen ausreichend. Das können wir problemlos schultern. Sollten die Aktien wider Erwarten tatsächlich nachgeben, dann nur kurzfristig. Bis zur nächsten Jahreshauptversammlung im Herbst hat sich alles längst wieder erholt und wir schreiben satte Gewinne.“ Sie packte den Stift, mit dem sie sich Notizen gemacht hatte und klopfte zweimal nachdrücklich auf die Tischplatte. „Also, machen Sie das jetzt bitte genau so, wie wir das besprochen haben.“

Die Falten auf ihrer Stirn verschwanden, als sie die Erwiderung hörte. „Fein. Ich schaue mir die Unterlagen dann heute Abend in der Hauptstelle durch.“

Sie legte auf und sah hoch. „Guten Tag, Frau Hofer“, begrüßte sie mich, bevor sie sich an Amelie wandte. „Und du musst Amelie sein.“

Die Kleine nickte sichtlich eingeschüchtert. Ein überaus seltenes Bild.

„Ich bin Frau von Wuthenow“, fuhr die Dame fort. Ihre nahezu violetten Augen richteten sich auf mich. „Haben Sie gut hergefunden?“

Ich hielt ihrem Blick stand. „Auf der Autobahn herrschte viel Verkehr. Deshalb unsere Verspätung.“

Ihr Mundwinkel bewegte sich nach oben. Vielleicht sollte das ein Lächeln darstellen, weil ich mich nicht entschuldigt hatte. Sie blieb still.

„Ich bin ein wenig verwirrt“, sagte ich.

„Verwirrt?“, wiederholte sie. „Darf ich fragen, warum?“

„Wir dachten ... ich meine, ich dachte, Wuthenow wäre eine Ortschaft.“

„Ach. Hat das meine Assistentin nicht mit Ihnen besprochen?“ Frau von Wuthenow zog eine Akte zu sich heran, die am linken Ende des Schreibtisches gelegen hatte. Sie klappte sie auf und blätterte kurz darin herum. „Sie haben mit Frau Weiß verhandelt. Ist das korrekt?“

„Genau“, bestätigte ich. „Sie hat mir erklärt, dass ich in Wuthenow wohne, ein Apartment bekomme und dass für Amelie tagsüber ein Kindergartenplatz zur Verfügung steht. Im Gegenzug müsste ich mich um Carl, den Neffen von Frau Weiß, kümmern. Betreuung und Unterricht hieß es.“

Frau von Wuthenow ließ die Akte zufallen. „Das stimmt im Großen und Ganzen. Nur handelt es sich bei Wuthenow nicht um ein Dorf, sondern um dieses Gut hier.“ Sie machte in der Luft eine kreisende Bewegung mit dem Zeigefinger. „Und Carl ist natürlich mein Neffe und nicht der meiner Assistentin. Ansonsten ... Der Kindergarten mit Kinderhort, den Frau Weiß Ihnen in Aussicht gestellt hat, befindet sich vollkommen neu eingerichtet in einem der ehemaligen Gesindehäuser auf diesem Gelände, keine zweihundert Meter entfernt ...“

„Gibt's da auch Ponys?“, unterbrach sie Amelie. Offensichtlich hatte sie ihr Selbstbewusstsein wiedererlangt.

Ich wollte sie schon tadeln, doch Frau von Wuthenow kam mir zuvor: „Sicher. Ponys, Ziegen, zwei Hängebauchschweine, Hühner, Hasen, Enten und Gänse. Ein großer Abenteuerspielplatz ist auch vorhanden.“ Sie wandte sich wieder an mich. „Ein Erlebniskindergarten, nach den neuesten pädagogischen Erkenntnissen konzipiert.“

Das klang mir alles zu fantastisch. Zu ... perfekt.

„Und die Kinder?“, fragte ich. „Wo kommen die her?“

„Sie werden werktags mit einem Bus aus den umliegenden Ortschaften und von der Schule abgeholt und wieder zurückgebracht. Das Apartment, in dem Sie und Ihre Nichte wohnen werden, befindet sich hier im Haupthaus, im ersten Stock links. 150 Quadratmeter, drei Zimmer, Kochgelegenheit und Bad.“

Ich setzte zu einer Antwort an, doch erneut kam ich nicht dazu, weil sie schneller war. „Wir haben das so verstanden, dass Sie beide zusammen mit meinem Neffen Carl und Colonel Schlieker die Hauptmahlzeiten im Speisesalon zu sich nehmen. Dafür habe ich eine Köchin angestellt.“

Diesmal hätte ich ihr sicher nicht die Gelegenheit gegeben, mich zu unterbrechen. Aber ich wurde abgelenkt. Durch die bodentiefen Sprossenfenster, die auf die Terrasse führten, sah ich eine Bewegung. Ein Mann in Badehose stieg aus dem See, stapfte ans Ufer, kam die wenigen Stufen zum Freisitz empor und griff sich ein Handtuch, das auf der Brüstung gelegen hatte. Er schritt auf uns zu, öffnete die Terrassentür und durchquerte den Saal. Dabei hinterließ er eine Spur aus Wassertropfen und nassen Fußabdrücken auf dem glänzenden Parkettboden.

Er war vielleicht fünf, sechs Jahre älter als ich, sportlich, seine Figur durchtrainiert, und auch sonst sah er attraktiv aus. Kein Gramm Fett am Körper – soweit ich das beurteilen konnte.

Im Laufen musterte er mich vollkommen schamlos von oben bis unten.

Amelie winkte ihm zu, doch er reagierte nicht darauf. Stattdessen verschwand er wortlos in einem der angrenzenden Räume.

Frau von Wuthenow hüstelte. Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf sie, doch ich hatte den Faden verloren und wusste nicht mehr, was ich hatte sagen wollen.

„Wenn Sie möchten, Frau Hofer, kann sich Amelie den Kindergarten jetzt gleich anschauen. Die Erzieherinnen warten bereits auf sie“, meinte sie.

Amelie sprang von ihrem Sitz. „Au fein! Ich will zu den Ponys!“

Ich wollte mich erheben, setzte mich auf halbem Wege aber wieder hin. „Sollten Sie mir nicht erst noch Ihren Neffen Carl vorstellen?“

Die Runzeln auf ihrer Stirn kehrten zurück. Und das deutlich. „Das hat Zeit bis später. Sie haben Carl doch soeben gesehen. Er war schwimmen und muss sich erst noch anziehen.“

Ich glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu können. „Wie bitte?“

Frau von Wuthenow lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. „Er ist nass. Und er duscht gewöhnlich nach dem Schwimmen.“

Ich deutete auf den Raum, in dem der halbnackte Mann verschwunden war. „Das war *Carl*? Sie meinen, Carl ist *erwachsen*?“

„Sicher. Mein Neffe ist erwachsen.“ Sie bedachte mich mit einem aufmerksamen Blick. „Hat Ihnen Frau Weiß das etwa nicht mitgeteilt?“ Sie beugte sich vor und öffnete die Akte ein zweites Mal. „In dem Vertrag, den sie unterschrieben haben, ist fixiert, dass sie sich in der Rehabilitationszeit um Carl von Wuthenow, meinen Neffen, kümmern.“

Das musste in dem Kleingedruckten gestanden haben, das ich wie immer überblättert hatte. Oder ich hatte insgesamt nicht gründlich gelesen, weil ich heilfroh gewesen war, überhaupt einen Job für die Übergangszeit gefunden zu haben.

„Rehabilitation?“, hörte ich mich sagen.

Frau von Wuthenow nickte. „Carl hatte“, sie zögerte, „einen Unfall. Er hat eine durchaus ernste Kopfverletzung davongetragen. Sein Kurzzeitgedächtnis ist momentan beeinträchtigt. Er braucht in den nächsten Monaten eine feste

Bezugsperson, die ihn auch intellektuell fördert. Deswegen haben wir jemanden mit Ihren Vorkenntnissen gesucht. Abgeschlossenes Studium der Literaturwissenschaft. Erfahrungen als Dozentin. Das haben Sie doch, oder?“

„Das wissen Sie genau, und bitte lenken Sie nicht ab“, konterte ich. „Mir ist es vollkommen gleichgültig, ob dieser Mann in Badehose Ihr Neffe ist oder der Ihrer Assistentin. Aber halten Sie mich nicht für dumm. Nachdem, wie sich Frau Weiß ausgedrückt hat, musste ich fest davon ausgehen, dass es sich bei Carl um einen etwa zwölfjährigen Jungen handelt.“

Das Gesicht von Frau von Wuthenow blieb vollkommen gelassen. Ihre Augen ließen mich keine Sekunde los. „Ein Missverständnis. Möchten Sie den Vertrag deswegen kündigen? Das wäre sehr bedauerlich.“

Ich zwang mich, ihrem Blick standzuhalten. Auf keinen Fall wollte ich jetzt zu Amelie sehen, für die ich das alles auf mich nahm. Ich wollte nicht erpressbar erscheinen.

„Ich habe keinerlei Erfahrungen in der Rehabilitation von Kranken – gleich welcher Art“, sagte ich.

„Sie haben an der Universität mit Erwachsenen gearbeitet“, kam ihre ruhige Antwort. „Mein Neffe ist geistig äußerst beweglich. Er ist hochintelligent. Und seine Verletzung ist – wie wir hoffen – nur vorübergehend.“

„Trotzdem“, erwiderte ich. „Sie bürden mir damit sehr viel Verantwortung auf.“

Sie ließ sich mit ihrer Erwiderung Zeit. „Wenn ich Sie richtig einschätze“, meinte sie schließlich, „sind Sie geradezu prädestiniert, mit meinem Neffen zu arbeiten und ihn zu fördern. Sie scheuen keine Verantwortung, sonst würden Sie sich nicht um Ihre Nichte Amelie kümmern, wie Sie es tun.“

Sie hatte recht. Natürlich hatte sie das. Vor rund einem halben Jahr war meine Schwester Sofia bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Sie hatte mir nichts hinterlassen. Außer

Amelie. Ohne zu zögern hatte ich die Kleine zu mir genommen. Und das Leben, das ich bis dahin führte, war mit einem Mal wie ein Kartenhaus in sich zusammengebrochen. Mein Partner hatte mich verlassen, ich hatte meine Anstellung an der Uni verloren und die meisten meiner Bekannten und Freunde, die sich sehr schnell als *seine* Bekannten und Freunde entpuppt hatten. Deswegen saß ich jetzt hier.

„Woher wissen Sie das mit Amelie?“, fragte ich.

Frau von Wuthenow lächelte. „Ich muss doch sichergehen, wem ich meinen Neffen anvertraue. Und falls es Ihnen etwas bedeutet, können wir über Ihr Honorar noch einmal verhandeln. Ich denke, ein fünfzigprozentiger Aufschlag wäre in Anbetracht der Situation angemessen.“

Eigentlich wollte ich ablehnen. Aufstehen, Amelie an die Hand nehmen und mit ihr und ihrem Teddy hoch erhobenen Hauptes den Raum, das Schloss, diese ganze verwunschene Gegend verlassen. Aber dann dachte ich daran, dass ich restlos pleite war. Dass ich meine kleine Wohnung in Nürnberg für drei Monate fest untervermietet hatte. Es gab keinen Ort, an den ich mit Amelie gehen konnte. Ich hatte keine Wahl. Ich würde diesen schrecklichen Job in dieser eintönigen Pampa ...

Jemand zupfte an meinem Ärmel, und ich blickte in das strahlende Gesicht Amelies. „Komm, Verena“, sagte sie. „Ich möchte jetzt wirklich zu den Ponys. Bittee!“

Ich holte tief Luft und wandte mich wieder Frau von Wuthenow zu. „An den Arbeitszeiten ändert sich nichts?“

„Nein.“ Sie schüttelte den Kopf. „Amelie geht von neun bis sechzehn Uhr in den Kindergarten. Diese Zeit verbringen Sie mit Carl.“

„Was ist mit den Wochenenden?“

Frau von Wuthenow schloss die Akte und schob sie energisch beiseite. „Da hat Carl frei, ebenso wie Sie. Außerdem ist der Colonel auch noch da.“



Ich schaute von ihr zu den Sprossenfenstern und hinaus auf den See. Die Regenwolken hatten sich mittlerweile endgültig verzogen. Die Sonne schien von einem strahlend blauen Himmel.

Drei Monate, dachte ich. Die Bezahlung war mehr als großzügig. Amelie würde es hier lieben. Und mit diesem Carl würde ich schon fertig werden.

„Gut“, sagte ich mit fester Stimme, und mit einem Mal hatte ich das Gefühl, dass sich mit dieser Entscheidung in meinem Leben wieder einmal etwas nachhaltig verändern würde. „Ich werde es versuchen. Aber mit den 50 Prozent.“

### KAPITEL 3

Ich saß im Speisesalon und blickte durch eines der offenen Fenster hinaus zu dem roten Backsteinhaus, in dem der Kindergarten untergebracht war. Pardon – der Erlebniskinder- garten. Ungefähr zwei Dutzend kleiner Teufelchen rannten mittlerweile jauchzend und schreiend auf einer Art Spielplatz herum. Ich vermochte nicht, Amelie in dem quirligen Haufen auszumachen, konnte mir aber sicher sein, dass es ihr gut ging. Was Amelie betraf, war es bestimmt die richtige Entscheidung gewesen, hierherzukommen.

Eine Tür öffnete sich, und eine junge Frau betrat den Raum. Maximal Anfang zwanzig, die halblangen Haare blau gefärbt. Unter einer frisch gestärkten weißen Schürze ragten Röhren- jeans hervor, ihre Füße steckten in bunten Chucks. Sie trug ein silbernes Tablett, auf dem ein Kaffeeservice für eine Person stand. Sie stellte es direkt vor mich auf dem meterlangen Tisch ab.

„Ich dachte, ein Kaffee tut Ihnen jetzt sicher gut. Oder hät- ten Sie lieber Tee gewollt?“, sagte sie.

„Nein“, erwiderte ich. „Kaffee ist prima. Vielen Dank.“

„Wenn Sie noch etwas möchten, müssen Sie nur rufen. Ich bin drüben in der Küche.“ Sie wandte sich zum Gehen, blieb stehen und drehte sich zurück zu mir. „Ach, das habe ich ganz vergessen. Ich bin Stella, die Köchin ... Nun, eigentlich küm- mere ich mich um den gesamten Haushalt. Aber von der Aus- bildung her bin ich Köchin.“ Etwas unsicher sah sie in meine Richtung.

„Auch neu hier?“, fragte ich.

Sie grinste. „Seit einer Woche. Der Laden gefällt mir aber ganz gut.“

Ich musste lächeln. Stella war mir auf Anhieb sympathisch. „Ich heiße Hofer. Sie können mich aber Verena nennen.“

„Ich weiß.“ Sie nickte. „Sie sind die Aufpasserin für den jungen Herrn von Wuthenow. Sie fangen heute an.“

Ich wollte gerade ansetzen, um sie über den *jungen Herrn* auszufragen, als sich eine weitere Tür öffnete und eben dieser Herr hereinkam. Diesmal trug er keine Badehose, sondern eine teuer aussehende helle Jeans, darüber ein Polohemd mit dem obligatorischen gestickten Krokodil.

Stella zwinkerte mir noch kurz zu, bevor sie auf dem Absatz kehrt machte und uns verließ.

Carl von Wuthenow nahm auf der mir gegenüberliegenden Seite des Tisches Platz. Er legte sein Handy in Griffweite, beugte sich ein wenig vor und sah mich an. Er schwieg.

Was für ein arroganter, reicher Schnösel, dachte ich. *Wenn auch zugegebenermaßen gut aussehend mit seinen markanten Gesichtszügen, der entschlossenen Kinnpartie und den dunklen, dichten Haaren.* Seine Augen hatten den gleichen intensiven Violett-Ton wie die seiner Tante. Durchdringend und willensstark.

Offensichtlich versuchte er, mich zu provozieren. Das konnte er haben. Ich musterte ihn genauso ungeniert, wie er mich.

„Sie sind also meine neue Kerkermeisterin“, sagte er. Eine angenehme Stimme, ohne jede Überheblichkeit. Vielleicht hatte mich der erste Eindruck getäuscht. Dennoch – er wirkte auf eine seltsame Art distanziert.

Ich beschloss, auf die Bezeichnung, die er mir gegeben hatte, nicht weiter einzugehen.

„Ich habe gedacht, Ihre Tante bleibt noch, um uns einander vorzustellen“, sagte ich stattdessen.

Er zuckte mit den Schultern. „Daran werden Sie sich gewöhnen müssen. Meine Tante hat nie viel Zeit. Sie hat bereits wieder den nächsten Termin – irgendwo. Nachdem sie die Sache mit Ihnen geklärt hatte, ist sie mit ihrem Chauffeur gleich wieder aufgebrochen. Ich nehme an, nach Berlin.“

„Eine energische Frau, Ihre Tante“, bemerkte ich.

„Muss sie auch sein. Ihr gehört eine der weltweit größten Zulieferfirmen für die Kosmetikindustrie.“

„Oh, das wusste ich nicht“, rutschte es mir heraus, und innerlich verwünschte ich mich dafür, dass ich mir vor ihm diese Blöße gab.

„GlobalCosmetics GmbH“, erklärte er. Ich merkte, dass ihn meine fehlende Sachkenntnis völlig gleichgültig ließ.

Ich blickte ihm in die Augen. „Sie sind sicherlich über alles informiert, was mich betrifft. Ihnen gegenüber bin ich im Nachteil.“

Er nickte. „Sie sind 31 Jahre alt und waren bisher unterbezahlte und überarbeitete Hilfsdozentin für Literaturwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität. Seit Kurzem sind Sie alleinerziehende Adoptivmutter. Und außerdem allem Anschein nach in einer verzweifelten finanziellen Situation – sonst wären Sie auf das Angebot meiner Tante nicht eingegangen.“

Das traf mich hart. Er hatte recht, und das ärgerte mich. „Selbstverständlich ist das in Ihren Augen ein Makel, wenn man kein Geld hat“, erwiderte ich scharf.

„Nein“, er schaute mich verdutzt an und runzelte ansatzweise die Stirn. „Das ist lediglich ein wertungsfreier Fakt.“

Ich vermochte ihn nicht einzuordnen. Sagte er mir die Wahrheit? Hielt er sich wirklich nicht für etwas Besseres? So, wie er sich benahm, wurde ich einfach nicht schlau aus ihm.

Ich beugte mich ebenfalls nach vorn. „Jetzt wäre es an der Zeit, dass Sie mir etwas über sich erzählen.“

Zu meinem größten Erstaunen nickte er erneut. „Ich bin 37 Jahre alt. Und während meiner Rehabilitation wohnhaft hier, in dieser *wunderschönen* Einöde.“

Ich lächelte verständnisvoll. „Und? Darf ich einmal raten? Sie haben immer vom Vermögen Ihrer Tante gelebt.“

Das sollte ihn treffen, erzeugte aber nicht die Reaktion, die ich beabsichtigt hatte. Er zog eine Augenbraue hoch. „Nein. Da irren Sie sich. Ich bin zwar sozusagen das schwarze Schaf der Familie, weil ich mich nicht für das Geschäft interessiere und mit Lippenstiften und Haarkuren wenig anfangen kann. Aber für meinen Unterhalt habe ich stets selbst gesorgt. Ich bin Kriminalist.“

„So?“, sagte ich, als würde ich verstehen, was er mit *Kriminalist* genau meinte.

„Ich habe in den Vereinigten Staaten studiert, dort mehrere Jahre als Profiler beim FBI gearbeitet, bevor ich mich in Deutschland selbstständig gemacht habe und den Ermittlungsbehörden als freier Berater bei der Aufklärung schwieriger Fälle zur Seite stehe.“

Das sollte mich jetzt eindeutig beeindrucken. Ich wechselte das Thema. „Ihre Tante hat von einer Verletzung gesprochen.“

Keine Regung in seinem Gesicht. „Ja. Mein Kurzzeitgedächtnis ist beschädigt. Ich kann mich an jedes Detail vor meinem Unfall erinnern. Aber seitdem kann ich neue Informationen nicht mehr dauerhaft speichern. Wenn ich geschlafen habe, ist alles weg.“

Das klang überaus ehrlich. Und es klang schrecklich. Plötzlich sah ich ihn mit ganz anderen Augen. „Wie gelingt es Ihnen, damit zurechtzukommen? Ich meine ... wenn ich das fragen darf.“

„Dürfen Sie“, meinte er. „Ganz einfach. Ich schreibe mir jeden Tag vor dem Schlafengehen alles auf, was ich erlebt habe und lerne es früh nach dem Aufstehen auswendig. Das ist fast so gut wie eine Erinnerung – nicht optimal, aber ich komme zurecht.“

Sein Smartphone klingelte. Er nahm es vom Tisch.

„Von Wuthenow“, meldete er sich. Er hörte eine Weile zu, und dann: „Ja. Hm ... Das könnte ich.“ Er blickte auf seine

Armbanduhr. „Ich brauche zwei Stunden. Also ungefähr um eins ... Das passt. Schön.“ Er beendete das Gespräch und behielt das Handy in der Hand.

„Alles in Ordnung?“, erkundigte ich mich.

Als Antwort stand er auf. „Ich habe einen Termin. Sie kommen mit.“

„Wohin?“, fragte ich völlig erstaunt.

„Nach Berlin. Zur Staatsanwaltschaft.“

„Was wollen Sie da?“ Ich verstand noch immer nicht.

„*Arbeiten*“, sagte er betont. „Ich habe Ihnen doch soeben erklärt, was ich mache.“

Das entwickelte sich in eine völlig falsche Richtung. „Moment mal. Ich habe mit Ihrer Tante nie und nimmer ausgemacht, dass ich bei Ihnen irgendwann irgendwohin mitfahre.“

„Werktags von neun bis sechzehn Uhr weichen Sie laut Vertrag nicht von meiner Seite. Und übrigens fahren Sie nicht bei mir mit, sondern ich bei Ihnen. Sie glauben doch nicht allen Ernstes, dass ich mich in meinem Zustand an das Steuer eines Wagens setze.“

„So steht das nicht in meinem Vertrag“, beharrte ich und blieb, wo ich war.

Er wurde jetzt doch ein wenig ungeduldig. Die erste echte Gefühlsregung, die ich bei ihm entdecken konnte. Seine Arbeit schien ihm wichtig zu sein.

„Frau Hofer, ich rate Ihnen dringend, heute Abend das Papier, das Sie offensichtlich blind unterschrieben haben, gründlich zu studieren.“

*Mist.*

„Ich habe aber nur einen altersschwachen Fiat, und der Tank ist fast leer“, versuchte ich es ein letztes Mal.

„Fiat?“ Er schüttelte unwirsch den Kopf. „Wir nehmen den Carrera.“

## KAPITEL 4

Anfangs musste ich mich an den Carrera erst einmal gewöhnen. Aber nach einigen Kilometern entspannte ich mich und beschloss, die Fahrt einfach zu genießen. Das Navi säuselte, die Sonne schien, und selbst die weite Landschaft mit den endlosen Feldern und zahlreichen Flüssen, Kanälen und kleinen Seen kam mir gar nicht mehr so öde vor. Eigentlich war die Gegend auf eine einfache Art recht ansprechend.

In Berlin erwartete mich ein Stadtverkehr, wie ich ihn von Nürnberg her kannte. Nun ja, schon noch ein wenig dichter, noch etwas unübersichtlicher, eine Spur hektischer. Aber das Navi half mir und geleitete mich sicher bis an unser Ziel in einer Tiefgarage.

Ich parkte. Wuthenow nahm die Stöpsel aus seinen Ohren, verstaute den iPod im Sakko, und wir stiegen aus.

Ab hier übernahm er die Führung. Eine Fahrt in einem Lift, ein kurzes Gespräch an einer Pforte, ein langer Flur mit mehreren Türen, die zu verschiedenen Büros führten, und schließlich betraten wir einen Besprechungsraum. Nicht allzu groß, zweckmäßig eingerichtet mit Tisch, zehn Stühlen, Beamer an der Decke und Telefon.

Wuthenow steuerte gezielt das Kopfende an. Ich folgte ihm und nahm neben ihm Platz. Er sprach noch immer nicht mit mir. Die Sekunden tckten dahin.

*Endlich.* Die Tür öffnete sich. Eine Frau um die fünfzig, dicklich, in einem Hosenanzug, der ein wenig spannte, kam mit viel Elan förmlich hereingeschneit. Sie trug eine dünne Aktenmappe. Um ihren Hals baumelte eine lange goldene Metallkette mit Lesebrille, die auf ihrem großen Busen ruhte. Ihr folgte ein eher untersetzter Mann, in Stoffhose, Jackett und weißem Hemd. Sein Haar zeigte deutliche Ansätze von Grau. Unter einen Arm hatte er sich einen Leitz-Ordner geklemmt.

Wuthenow erhob sich. Ich tat es ihm gleich.

Die mütterlich wirkende Dame streckte Wuthenow ihre Hand entgegen. „Carl. Schön, Sie wiederzusehen. Wie lange ist es jetzt her?“

Wuthenow gelang tatsächlich ein Lächeln. Das erste, das ich bei ihm sah. Es machte ihn um Jahre jünger. „Elf Monate, Frederike“, sagte er.

Sie schüttelten sich die Hände, dann wandte sich die Frau an mich. „Wolf, Staatsanwältin“, stellte sie sich vor. „Und Sie sind?“

Wuthenow kam mir zuvor. „Das ist Frau Hofer, meine Praktikantin.“

Hallo?, dachte ich, hielt mich aber zurück, was mir nicht gerade leichtfiel.

Der Staatsanwältin erschien Wuthenows Aussage offensichtlich auch suspekt. Sie schaute fragend von mir zu ihm.

„Sie macht ein Volontariat bei mir“, meinte er, als wäre diese Erklärung besser.

Frau Wolf runzelte die Stirn, gab sich damit aber zufrieden. Sie wies auf ihren Begleiter. „Herr Hauptkommissar Kaczmarek. Und das ist Dr. von Wuthenow, der mir bereits einmal bei einer sehr komplizierten Prozessvorbereitung zur Seite gestanden hat.“ Sie holte Luft. „Bitte setzen Sie sich, ich habe leider nicht allzu viel Zeit.“

Wir nahmen Platz.

Frau Wolf schob uns ihre dünne Aktenmappe zu. „Lassen Sie uns gleich zur Sache kommen. Wenn Sie mir beide, Carl und auch Sie, Frau Hofer, diese Verschwiegenheitserklärung unterzeichnen würden. Sie wissen, ohne geht es nun mal nicht.“

Wuthenow öffnete den Deckel, ergriff den Kuli, den ihm Frau Wolf entgegenhielt und unterschrieb das eng bedruckte Papier. Dann reichte er es an mich weiter. Ich zögerte einen



Moment, schaute zu ihm und wieder auf das Blatt Papier, dann setzte ich meinen Namen neben seinen.

Währenddessen begann die Staatsanwältin zu reden. „Folgender Sachverhalt: Vor drei Tagen ist die Leiche eines jungen Mannes gefunden worden. Dessen Identität konnten wir bislang nicht feststellen. Er stammt aber wohl aus dem arabischen Raum und ist offenbar ermordet worden. Sie können sich vorstellen, dass ein solcher Fall allergrößte Beachtung in den Medien findet. Hier muss mit äußerster Sorgfalt gearbeitet werden. Ich brauche wirklich keinen Shitstorm, wie es so treffend neudeutsch heißt. Deshalb habe ich Sie heute hierhergebeten.“ Sie machte eine Pause und wandte sich an den Polizisten. „Herr Kaczmarek, wenn Sie vielleicht die Einzelheiten erläutern möchten?“

Der Hauptkommissar strich nachdrücklich über den Ordner, der vor ihm lag und räusperte sich. „Zuerst möchte ich feststellen, dass ich dieses Treffen an sich für überflüssig halte. Wir haben sehr gut ermittelt. Meiner Meinung nach haben wir den Täter.“

Keine Reaktion bei Wuthenow. Die Staatsanwältin hob lediglich eine ihrer Augenbrauen leicht in die Höhe.

„Aber“, Kaczmarek seufzte, „wir machen es eben trotzdem. Schaden kann es ja nicht.“ Resolut klappte er die Akte auf. „Wie Sie schon sagten, Frau Wolf, wurde die Leiche vor drei Tagen gefunden. Wir haben einen Anruf von einem Taxifahrer erhalten. Der hatte beim Vorbeifahren nachts um kurz nach drei einen leblosen Körper in einer Baulücke liegen sehen. Ein Mann beugte sich darüber und rannte dann weg. Der Taxifahrer hielt an, um zu helfen. Nachdem ihm bewusst wurde, dass das Opfer tot war, hat er uns sofort verständigt.“ Kaczmarek klopfte mit der Fingerspitze auf einen entsprechenden Eintrag. „Um drei Uhr sieben ging sein Notruf in der Zentrale ein. Eine Streife ist sofort hingefahren. Und das haben die Kollegen

vorgefunden.“ Er zog mehrere Fotos aus einer Klarsichthülle und reichte sie Wuthenow.

Gegen meinen Willen blickte ich ebenfalls darauf.

Ein Mann, verkrümmt am Boden. Billige Turnschuhe, Trainingshose, T-Shirt. Alles blutig.

Wuthenow legte das erste Foto zur Seite. Er betrachtete das nächste.

Die Großaufnahme eines Gesichtes. Kaum mehr zu erkennen. Von Wunden übersät, ein Auge leer, als ob es nach innen gequetscht worden wäre. Die Nase schief, der Mund verzerrt, offen. Eingeschlagene Zähne.

Ich atmete mehrmals tief ein und aus.

Drittes Bild. Der Hals des Opfers. Dunkle Druckstellen – dort, wo sich Finger in das Gewebe gebohrt hatten. Wieder Blut.

Die nächste Aufnahme vom Brustkorb zeigte drei schmale, längliche Wunden, die mir wie Messerstiche vorkamen.

Den Abschluss bildete die Fotografie der Hände. Jemand hatte sie dem Opfer mit einem einfachen Strick zusammengeknotet. Die Finger wirkten wie Krallen. Die Handgelenke waren wund. Vermutlich hatte das Opfer versucht, sich zu befreien.

Wuthenow breitete die Bilder sorgfältig vor sich aus, betrachtete sie weiter schweigend. Schließlich sah er auf. „Irgendwelche Spuren am Fundort?“

„Aber sicher. Jede Menge“, erwiderte Kaczmarek. „Zuerst haben wir wenige Schritte vom Toten Erbrochenes gefunden.“ Er reichte Wuthenow ein weiteres Foto. „Direkt daneben lag ein Messer. Der Gerichtsmediziner sagt, es handelt sich eindeutig um die Tatwaffe.“ Ein neues Bild wanderte über den Tisch. „Und schließlich auf dem Gehsteig vor der Baulücke entdeckten wir einen blutigen Fußabdruck.“ Kaczmarek schob das letzte Foto Wuthenow zu.

Ich befand mich in einem regelrechten Schockzustand. Ich kannte die Uni, Studenten, meine schöngeistige Literatur. Ich hatte meine Probleme, sicher. Aber ich ging mit meinen Mitmenschen freundlich und respektvoll um. Konflikte wurden in meiner Welt ausdiskutiert. Und jetzt begegnete mir diese andere Realität. Diese gefühllosen, fast abstrakten Fotografien, die das unbegreifliche Leid eines Menschen zeigten. Seine schrecklichen Qualen. Wie er im Tod zurückgelassen wurde. Müll neben Überresten alten Bauschutts. Und ein schrecklicher Gedanke kroch in mir hoch. Diese grausame Wirklichkeit hatte schon immer existiert – ich hatte sie nur nie wahrgenommen.

Kaczmareks sachliche Stimme durchbrach meine Gedanken. „Wir haben den Bereich umgehend abgesperrt. Der Taxifahrer hat uns gezeigt, in welche Richtung der Mann gelaufen ist. Daraufhin haben wir die Gegend durchkämmt und insbesondere auch die Lokale unter die Lupe genommen. Und dann ...“, über sein Gesicht glitt ein stolzer Ausdruck, „wurden wir im *Walhalla* fündig – einem Szenelokal in der Nähe, in dem bekanntermaßen Rechtsradikale verkehren.“ Er blätterte in seiner Akte und zog ein neues Foto heraus. „Timo Ebert, 23, einer der Männer, die wir dort angetroffen haben, hatte Blutspuren an der Kleidung und an der Sohle seines linken Schuhs. Wir haben Ebert mitgenommen. Später stellten wir unter seinen Nägeln ebenfalls Blutreste sicher. All diese Spuren konnten wir eindeutig dem Opfer zuordnen. Das Erbrochene neben dem Toten stammt von dem Beschuldigten. Und auf der Tatwaffe waren seine Fingerabdrücke. Ein glasklarer Fall.“

Wuthenow nickte. „Was sagt Ihr Verdächtiger zu dem Ganzen?“

Kaczmarek lächelte süffisant. „Na was wohl? Er gibt an, er habe das Opfer gefunden und anfangs versucht, ihm zu helfen. Deshalb habe er das Messer aus der Brust gezogen. Als ihm klar wurde, dass er einen Toten vor sich hat, habe er sich fürch-

terlich erschrocken und das Messer fallen lassen. Er habe sich übergeben, und weil er in Panik geriet, sei er fortgerannt und habe sich auf der Toilette des Walhalla gewaschen. Wie gesagt, dort wurde er von uns aufgegriffen.“

Erneut nickte Wuthenow. „Was ist Ihrer Meinung nach wirklich passiert?“

Kaczmarek lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. „Der Tatverdächtige, Timo Ebert, gehört zur rechtsradikalen Szene. Er hat mehrere Vorstrafen wegen Körperverletzung. Die letzte Verurteilung erfolgte, weil er gemeinsam mit zwei anderen den türkischen Inhaber eines Obst- und Gemüseladens überfallen, gefesselt und geschlagen hat.“ Er machte eine Pause und fügte an: „Eine recht beachtliche Karriere für sein Alter, nicht wahr?“

Kaczmarek wartete auf Wuthenows Reaktion. Als diese ausblieb, huschte ein irritierter Ausdruck über sein Gesicht, und er fuhr fort: „Ebert war nachts irgendwohin unterwegs und begegnete auf seinem Weg zufällig einem jungen Mann, den er für einen Ausländer hielt. Ebert hat ihn angepöbeln, das Ganze eskalierte. Er hat ihn bei der Baulücke niedergeschlagen, hat ihn getreten, gewürgt, und schließlich hat er auf ihn eingestochen. Dabei ist das Opfer zu Tode gekommen. Und als Ebert das Taxi hörte, ist er abgehauen.“

„Jetzt können Sie verstehen, Carl, warum ich an einer zügigen Aufklärung der Sache interessiert bin“, meldete sich die Staatsanwältin zu Wort. „Ein arabisch-stämmiger Mann ist ermordet worden. Vermutlich handelt es sich um einen minderjährigen Flüchtling. Da wir seine Identität bislang noch nicht feststellen konnten, nehmen wir an, dass er sich hier illegal aufgehalten hat.“ Sie stockte kurz. „Auf der anderen Seite haben wir einen tatverdächtigen Rechtsradikalen. Sobald das die Presse spitzkriegt, fliegen hier die Fetzen. Ich will, nein, ich *muss* auf alle Eventualitäten vorbereitet sein. Ich brauche hundertprozentig verlässliche Ermittlungsergebnisse.“

„Ich verstehe“, sagte Wuthenow einsilbig.

Ich konnte meinen Blick nicht von den furchtbaren Bildern lösen. Die Einzelheiten begannen, sich unaufhaltsam in mein Bewusstsein einzubrennen. Ich fühlte mich diesen Schrecknissen ohnmächtig ausgeliefert. Mit meiner gesamten Willenskraft zwang ich mich, aufzusehen.

„Die Handfessel des Opfers, Herr Kaczmarek – wie passt die zu Ihrer Theorie über den Tathergang?“, fragte Wuthenow.

„Wie meinen Sie das?“, erwiderte der Polizist, und ich konnte eine leichte Röte entdecken, die sich auf seinen Wangen bildete.

„Die Handfessel“, wiederholte Wuthenow. „Sie haben sie bislang noch nicht erklärt.“

„Was gibt es da zu erklären?“ Kaczmarek setzte sich aufrechter hin und zählte an seinen Fingern ab: „Der Verdächtige hat den arabisch-stämmigen Jungen nachts gesehen. Er hat ihn niedergeschlagen, dann gefesselt, damit er sich nicht wehren kann, getreten, gewürgt und am Schluss erstochen.“

Wuthenow sammelte die Bilder vom Tisch auf, lehnte sich zurück und betrachtete jedes einzelne noch einmal. Ich bemerkte, dass Kaczmarek nervös wurde. Frau Wolf hingegen wirkte wie die Ruhe selbst.

„Also“, sagte Wuthenow nach mehreren Minuten. „Ich glaube nicht, dass das Opfer dort getötet wurde, wo man es gefunden hat. Und ich glaube auch nicht, dass Ihr Tatverdächtiger der Täter ist.“

„Wie bitte?“, entfuhr es dem Polizisten, und auch mich überraschte Wuthenows Aussage völlig.

„Meiner Meinung nach“, sprach Wuthenow weiter, „ist das so passiert: Das Opfer wurde irgendwo anders aufgegriffen, gefesselt, an einen noch unbekanntem Ort gebracht und dort misshandelt. Die Verletzungen durch das Messer, die so zufällig erscheinen: Zwei davon sind äußerst schmerzhaft, aber

nicht tödlich. Erst der dritte Stich, in dem offensichtlich auch das Messer steckte, führte zum Tod. Das ist kein Zufall. Da hat jemand sehr systematisch gearbeitet.“ Er beugte sich zu Kaczmarek vor. „Was ich hier sehe, ist die Handschrift eines Menschen, der es genossen hat, das zu tun. Er hat sich dafür Zeit genommen. Er ist kühl und überlegt vorgegangen. Das passt in gar keiner Weise zu einer Zufallstat. Jemand, der sein Opfer fesselt, und ihm diese Verletzungen zufügt“, Wuthenow wendelte mit den Fotografien herum, „der kotzt nicht hinterher. Egal, welche Reuegefühle ihn eventuell überkommen. Sorry, aber da passt nichts zusammen.“

Kaczmarek öffnete den Mund zu einer Erwiderung, aber die Staatsanwältin gebot ihm mit einer herrischen Bewegung ihrer Hand, zu schweigen. „Sind Sie sich sicher, Carl?“

„Ja.“ Wuthenow ließ die Fotografien auf den Tisch fallen. „Sie sollten Ihren Tatverdächtigen lieber befragen, ob ihm irgendetwas aufgefallen ist, als er die Leiche gefunden hat. Ein abfahrendes Auto, vielleicht ein Kleinbus. Ich denke, das Opfer ist in der Baulücke lediglich abgeladen worden.“

Jetzt konnte sich Kaczmarek nicht mehr zurückhalten. „Diese Argumente überzeugen mich überhaupt nicht, Frau Wolf. Wir haben hervorragende Polizeiarbeit geleistet. Der Fall hat vor jedem Gericht Bestand. Es gibt überhaupt keine Zweifel.“

Frau Wolf lächelte ihn schmerzhaft an. „Ich schätze Ihre Arbeit sehr, das wissen Sie. Aber ich kann mir in diesem Fall nicht die kleinste Ungereimtheit leisten. Lieber überprüfen Sie alles ein weiteres Mal, als dass sich irgendein Fehler einschleicht.“ Sie wandte sich an Wuthenow. „Carl, wie sollten wir jetzt vorgehen?“

Mit einer energischen Geste zog Wuthenow das Bild des Tatverdächtigen aus dem Stapel vor ihm. „Der nächste Schritt ...“, sagte er, und verstummte. Unverwandt starrte er auf das Bild.

Wir hingen alle an seinen Lippen, warteten darauf, was er uns mitzuteilen hatte. Doch er schwieg.

Ich saß neben ihm und konnte aus dem Augenwinkel seine Linke erkennen, die auf seinem Oberschenkel lag. Sie zitterte. Verstohlen musterte ich ihn genauer. Er schien mir steif und ein wenig blass. Mit ihm stimmte eindeutig etwas nicht.

Gleichzeitig beobachtete ich, wie sich auf dem Gesicht des Hauptkommissars ein triumphierendes Grinsen ausbreitete. Der Ausdruck der Staatsanwältin wandelte sich von aufmerksam zu irritiert. So konnte ich das nicht laufen lassen. Ich musste handeln.

Ich beugte mich vor und stützte mich bewusst breit auf dem Tisch ab. „Eigentlich ist das jetzt meine Aufgabe“, meinte ich mit fester Stimme. „Das Verfahrenstechnische hat Herr Dr. von Wuthenow mir übertragen. Wir benötigen wie gewöhnlich sämtliche Unterlagen als Kopie, besser noch als Datei. Herr Dr. von Wuthenow wird die Dokumente zu Hause in seinem Büro sichten“, ich hoffte, er hatte eins, „und wird sich mit Ihnen morgen in Verbindung setzen, um Ihnen mitzuteilen, wie Sie strategisch am besten vorgehen sollten.“

Erleichtert registrierte ich, dass Wuthenow das Foto, auf das er die ganze Zeit gestarrt hatte, jetzt sinken ließ.

„Morgen, davon kann ich fest ausgehen?“, fragte mich Frau Wolf.

„Selbstverständlich“, erwiderte ich.

Wuthenow drehte seinen Kopf zu mir. Seine Augen hatten einen glasigen Schimmer, als würde er aus einer Narkose erwachen.

„Gut“, meinte die Staatsanwältin und erhob sich. „Dann wären wir hier fertig.“

Ich lächelte sie an und wandte mich an Wuthenow. Sein Ausdruck wirkte wacher. „Ich denke, wir hätten alles geklärt, nicht wahr Herr Dr. von Wuthenow?“, sagte ich zu ihm.

Er räusperte sich. „Ja. Alles.“

„Dürfen wir noch kurz hierbleiben und uns die Fotos erneut ansehen?“, fragte ich die Staatsanwältin, weil ich mir nicht sicher war, ob Wuthenow würde aufstehen können.

„Aber selbstverständlich“, sagte Frau Wolf. „Herr Kaczmarek macht gemeinsam mit meiner Sekretärin inzwischen den Datenstick mit den Unterlagen fertig. Sie können die Fotos dann in meinem Vorzimmer abgeben und erhalten im Gegenzug die elektronische Akte.“

Wir nickten uns zu. Kaczmarek hielt Frau Wolf die Tür auf, und Carl und ich waren alleine.

Langsam wurde mir klar, warum man mich engagiert hatte. Meinem Schützling ging es wesentlich schlechter, als er zuzugeben bereit war.